

Nachtschicht

Der Verdammte wird sich am Ende nicht wehren, sondern sich, schon beinahe dankbar, den Instrumenten seiner Henker ergeben. Das wissen wir.

Edward Abbey, *Desert Solitaire*

Ich schaue auf meine Uhr. Es ist 16.19 Uhr. Seit eineinhalb Stunden bin ich hier gefangen. Seit etwa fünfundvierzig Minuten hacke ich mit dem Messer auf den Stein ein. Bis 21 Uhr ist es draußen hell. Ich habe mir schon die Stirnlampe auf meine blaue Baseballkappe gesetzt, auch wenn sie noch nicht eingeschaltet ist. Jedenfalls bin ich heilfroh, dass ich sie eingepackt habe. Normalerweise nehme ich solche Dinge, auch mein Messer, nicht auf Kurzausflüge mit. Der Tipp in Kelseys Buch, einen Spalt auf Spinnen und Schlangen zu untersuchen, bevor man hineingreift, hat mich dazu bewegt, die Lampe einzustecken. Ich habe auch schon in den Spalt hineingeleuchtet, in dem meine Hand eingequetscht ist, um zu prüfen, wie es dort aussieht.

Ein Gedanke beschäftigt mich besonders: wie viel vom Gewicht des Felsbrockens lastet auf meiner Hand? Wenn nicht so viel Gewicht auf meiner Hand liegt, muss ich weniger Stein abklopfen. Je mehr Last meine Hand trägt, desto stärker wird sich der Brocken auf sie schieben, wenn ich tragendes Gestein entferne. Das hieße, dass der Stein an der Wand zum Aufliegen kommen müsste, damit ich meine Hand herausziehen kann.

Leider deutet alles darauf hin, dass der Fels nicht an der Wand anliegt, denn zwischen ihm und der Nordwand gleich unterhalb und oberhalb meines Handgelenks befindet sich ein Spalt. Der Stein wird sich also weiter auf meine Hand schieben; ich arbeite an einem leicht beweglichen Objekt und kann nur raten, wie hoch meine Chancen sind, mein Handgelenk dort herauszubekommen. Das lasse ich lieber sein und wende mich wieder meiner Beschäftigung zu.

Ich versuche nicht daran zu denken, dass ich festsitze. Das ist zwar nicht zu leugnen, aber ständig daran zu denken hilft mir auch nicht weiter. Ich konzentriere mich also lieber auf den Stein und suche nach Schwachstellen. Vorhin hatte ich schon eine Markierung von der Größe eines Softballs in den Fels geritzt. Ich spekuliere auf irgendeine Abweichung in der Gesteinsstruktur etwa 15 Zentimeter von meinem Handgelenk entfernt, dort ist eine Wölbung.

Ich setze das Messer an der eingeritzten Linie ziemlich weit am oberen Ende des Steines an und arbeite mich nach unten vor. Erst klopfe ich nur, dann hämmere ich mit der Klinge gegen den Fels und versuche jedes Mal, dieselbe Stelle zu treffen. Alles andere – der Schmerz, der Gedanke an Rettung, der Unfall – tritt zurück. Alle paar Minuten mache ich eine Pause und prüfe die gesamte Felsoberfläche, um mich zu vergewissern, dass es nicht eine geeignetere Stelle gibt, die ich übersehen habe. Ich komme nur langsam voran. Ich versuche es mit der Feile, aber auch damit habe ich nicht mehr Erfolg als mit dem Messer. Der Stein ist härter als die Feile. Beim Säubern der Feile sehe ich in den Rillen nicht Staub vom Stein, sondern feinen Metallstaub. Wieder untersuche ich den Felsen. Die Farben sind nicht einheitlich, er ist ausgesprochen hart und sieht aus wie der eingekeilte Stein über mir. Das heißt, dass er nicht aus purem Sandstein ist. Seine Struktur ähnelt der dunkleren Schicht, die ich 100 Meter weiter oben in der Nähe des s-förmigen Baumstamms gesehen habe.

»Das bedeutet nichts Gutes, Aron«, sage ich zu mir. »Diese Felschicht ist widerstandsfähiger gegen Erosion als der Rest der Schlucht. Dieser Stein ist der härteste von allen.« Ich frage mich, ob es nicht klüger ist, die Wand zu bearbeiten als diesen Stein. Einen Versuch wäre es wert. Ich klappe also mein Messer aus und schlage mit der Klinge gegen die Wand. Das Messer rutscht an der rosa Felswand ab und ich ersteche mich fast. Ich kann die Wand auch gar nicht aus dem richtigen Winkel treffen, weil mein Arm im Weg ist.

Ich ruhe mich einen Moment lang aus und wische den Staub von meinem rechten Arm. An der Wand selbst kann ich keine Spuren meiner Arbeit erkennen. Also wende ich mich dem Felsbrocken zu. *Tick, tick, tick ... Tick, tick, tick ...* Das Klopfgeräusch meines Messers auf dem Stein ist erbärmlich leise und dennoch hallt es durch die Schlucht. Wenn ich zu kräftig mit dem Messer auf den Felsen einsteche, rutscht es ab und ich stoße mir die Handknöchel oder verfehle mein Ziel. Ich hoffe, die Kristalle um einen grauen Knubbel im Sandstein herum lösen zu können und ein münzgroßes Stück auf einmal herauszuberechnen. Das wäre ein Erfolgserlebnis, doch sogar diese kleine Wölbung scheint unüberwindlich zu sein. Was auch immer ich versuche, es gelingt mir nicht, sie aufzubrechen.

Wieder ist eine Stunde vergangen. Es ist jetzt 18 Uhr, über drei Stunden sind seit dem Unfall vergangen. Noch ist es warm, die Temperatur ist laut der Anzeige meiner Uhr seit heute Nachmittag nur leicht gesunken. Ich puste den Staub von der Stelle, an der ich arbeite, kann jedoch nicht erkennen, dass ich irgendeinen Fortschritt gemacht hätte. Ich gehe ganz nah an den Stein heran und untersuche die Stelle. Wieder frage ich mich, ob es nicht irgendeinen anderen Punkt gibt, an dem der Fels weniger hart ist. Allerdings ist diese Frage mehr theoretischer Natur angesichts des unerheblichen Fortschritts, den ich gemacht habe. Nur mit einer herbeigezauberten Spitzhacke könnte ich mich befreien.

Das ist das tödlichste Gefängnis, in dem man sich befinden kann. Allerdings wird meine Gefangenschaft mit einem Wasservorrat von etwas über einem Liter nur von kurzer Dauer sein. Der Mindestbedarf eines Wanderers in der Wüste liegt bei etwa vier Litern am Tag. Wieder rechne ich mir aus, wie lange ich mit meinem minimalen Vorrat noch zu leben habe. Vielleicht bis Montag, keinesfalls länger als bis Dienstagmorgen. Nur Flucht bedeutet Leben. Der Countdown läuft und ich habe nur dieses geschmacklose Multitool zur Verfügung. Das ist etwa so, als wolle man sich mit einer Kinderschaufel durch eine Kohlenmine graben.

Plötzlich verlässt mich der Mut. Ich führe mir vor Augen, wie viel Gestein ich schon abgeklopft habe (fast gar nichts) und wie viel Zeit ich dafür gebraucht habe (über zwei Stunden), und komme zu dem Schluss, dass ich einen aussichtslosen Kampf führe. Ich wäge meine Möglichkeiten ab und sehe schwarz. Eine Verankerung für eine Art Flaschenzugsystem werde ich nicht hinbekommen. Der Felsvorsprung befindet sich außerhalb meiner Reichweite; und auch mit zwei Händen wäre es unmöglich. Das Wasser reicht nicht, bis Rettung kommt, ohne Spitzhacke kann ich den Fels nicht zerschlagen – es bleibt nur noch eins.

Langsam und laut spreche ich es aus: »Du wirst dir den Arm abschneiden müssen.« Ich höre die Worte, und alle meine Instinkte und Gefühle bäumen sich dagegen auf. Meine Stimme wird um einige Lagen höher.

»Aber ich will meinen Arm nicht abschneiden! Aron, du wirst es tun müssen.« Ich streite mit mir selbst und muss lachen. Das ist doch alles verrückt. Ich weiß, dass ich mir nie im Leben den Arm absägen könnte, und das auch noch mit einem stumpfen Messer. Also werde ich weiter auf dem Stein herumklopfen. Es ist sinnlos, aber es ist das Beste, was ich tun kann. Während ich vor mich hin arbeite, stelle ich mir vor, wie die untergehende Sonne immer längere Schatten auf die Wüste

wirft. Der blaue Himmel wird dunkler, und ich klopfe unproduktiv an dem Stein herum, lege immer wieder Verschnaufpausen ein. Der Satz »Geologische Zeit schließt das Jetzt mit ein«, den ich in den Stein geritzt habe, ist für mich nicht mehr nur eine Warnung, er feuert mich geradezu an. Er ist eine hoffnungsvolle Ermahnung daran, dass ich, wie ein Beauftragter der geologischen Zeit, den Fels erodieren kann, vielleicht sogar genug, um meine Hand aus dem unerbittlichen Handschlag mit dem Stein zu befreien. Aber mein Messer ist schon ganz stumpf. Ich klappe erneut die Feile aus und säge an der Linie entlang, die ich über der grauen Wölbung gezogen habe.